

Nr. 84. Bromberg, den 5. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(7. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Da er die Fruchtlosigkeit eines Versuchs, es mit Hexen und Dämonen irgend welcher Art aufnehmen zu wollen, kannte, so gab er dies sofort entmutigt auf. Dann fiel ihm ein, daß er doch wenigstens die Kugel nehmen sollte, die er weggeworfen im ersten Zorn und er begab sich geduldig ans Suchen, konnte sie aber nicht finden. Nun ging er zur Schatzkammer zurück, stellte sich sorgfältig wieder gerade so hin, wie er zuvor gestanden, als er die Kugel weggeschleudert, nahm eine zweite Kugel aus der Tasche, warf diese nach derselben Richtung und sagte:

„Bruder, such' den Bruder flink!“

Genau paßte er auf, wo sie hinflog, ging dann hin und sah nach. Entweder war sie zu kurz oder zu weit geflogen, noch zweimal mußte er dasselbe Experiment wiederholen. Das letztemal war es von Erfolg begleitet. Die beiden Kugeln lagen nur einen Fuß weit von einander entfernt.

Gerade im selben Moment ertönte von fern der schwache Klang einer Blechtrompete durch die grünen Bogengänge des Waldes. Im Nu hatte sich Tom seiner Jacke und Hosen entledigt, einen Hosenträger in einen Gürtel verwandelt, einen Haufen Gestrüpp hinter dem faulenden Holzstamm beiseite geschoben, sich eines Bogens samt Pfeilen, eines hölzernen Schwertes und einer Blechtrompete bemächtigt und stürzte nun davon, barfuß, in flatterndem Hemde. Bald darauf machte er Halt unter einer großen Ulme, stieß antwortend seinerseits ins Horn, begann dann sich zu recken und kriegerisch nach allen Seiten auszuspähen. Vorsichtig mahnte er eine, nur im Geiste vorhandene Schar von Getreuen:

„Haltet euch still, meine Tapferen! Versteckt euch, bis ich blose!“

Jetzt erschien Joe Harper auf der Bildfläche, ebenso luftig gekleidet und ebenso furchtbar gewappnet wie Tom. Da rief dieser:

„Halt! Wer wagt es, den Sherwood-Forst zu betreten ohne meine Erlaubnis?“

„Guy von Guisborne bedarf keines Sterblichen Erlaubnis. Wer bist du, der du — der du —“

„Es wagst eine solche Sprache zu führen,“ fiel Tom schnell ein, denn sie sprachen „nach dem Buche“ aus dem Gedächtnisse.

„Wer bist du, der du es wagst, eine solche Sprache zu führen?“

„Ich, fragst du, wer ich sei? Ich bin Robin Hood, was dein klapperndes Gebein alsbald erfahren soll.“

„Du wärest in der Tat jener berühmte Geächtete? Mit Freuden will ich mit dir um das Recht der Herrschaft in diesem fröhlichen Forst ringen. Sieh dich vor!“

Beide zogen ihre Lattenschwerter und ließen die andern Waffen zu Boden fallen, nahmen Fechterstellung ein, Fuß an Fuß, und begannen einen ernsten, regelrechten Kampf: „zwei Hiebe oben, zwei unten.“ Alsbald rief Tom:

„So, wenn du's los hast, laß' uns mal schneller 'rin gehen!“

Und sie gingen „schneller 'rin“, bis sie keuchten und schwitzten vor Anstrengung. Nun brüllt Tom:

„Fall' doch, fall', warum fällst du nicht?“

„Ich? Fall' du selber. Du kriegst die dicksten Hiebe.“

„Darauf kommt's gar nicht an. Ich kann nicht fallen. So steht's nicht im Buch. Dort heißt's: „Und mit einem gewaltigen Streiche von rückwärts fällte er den armen Guy von Guisborne!“ Du mußt dich also umdrehen und ich hau' dich von hinten nieder.“

Um diese Autorität war nun nicht herumzukommen, Joe drehte sich, erhielt seinen Streich und fiel.

„Jetzt aber,“ rief Joe, der ebenso flink wieder emporschnellte, „ist die Reihe an mir, dich tot zu hauen. Los also, dreh dich um — was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Nun, wird's bald?“

„Ja, aber, Joe, das kann ich doch nicht, so steht's ja gar nicht im Buch.“

„Na, das ist dann einfach eine Gemeinheit, weiter sag' ich gar nichts.“

„Du, hör' mal, Joe, du könntest ja der Bruder Tuck sein oder Much, der Müllerssohn, und mich mit einem Prügel für Zeit meines Lebens lahm hauen. Oder, wart', ich weiß noch was Besseres. Du bist Robin Hood für ein Weilchen und ich der Sheriff von Nottingham und du haust mich tot.“

Damit war nun Joe zufrieden, und so wurden denn beide Abenteuer mit der nötigen Feierlichkeit in Szene gesetzt. Dann verwandelte sich Tom wieder in Robin Hood und Joe, der die verräterische Nonne vorstellte, ließ ihn sich an seiner Wunde zu Tode bluten. Zuletzt schleifte ihn der vielseitige Joe, der nun eine ganze Bande trauernder Räuber darstellte, nach vorn, legte Bogen und Pfeil in die zitternden Hände des Sterbenden und dieser hauchte: „Wo dieser Pfeil niedersinken wird, da verscharret die Reste des armen Robin Hood unter den Bäumen des Waldes.“ Der Pfeil entschwirrte der Sehne, Tom fiel zurück und würde gestorben sein, wenn er nicht zufällig in einen Nesselbusch gesunken und für eine Leiche etwas allzu lebhaft emporgesprungen wäre.

Drauf steckten sich die Jungen wieder in ihre Kleider, verbargen ihre Waffenausrüstung und zogen von dannen, in Trauer versunken darüber, daß das Zeitalter der Geächteten und Räuber entschwunden war. Vergeblich fragten sie sich, welche Errungenschaft moderner Gesittung wohl diesen Verlust aufzuwiegen vermöchte. Ihrem eigenen Gefühl nach wären die beiden weit lieber ein einziges kurzes Jahr lang Räuber, vervehmte, geächtete Räuber im Sherwood-Forste gewesen, als Präsident der Vereinigten Staaten auf Lebenszeit.

Achtes Kapitel.

Um halb zehn Uhr an jenem Abend wurden Tom und Sid wie gewöhnlich zu Bette geschickt. Sie sprachen ihr Gebet und Sid war bald eingeschlafen. Tom lag wach und wartete in rastloser Ungeduld. Als er schon meinte, es müsse beinahe Morgen sein, schlug die Uhr zehn — es war rein zum Verzweifeln. Er würde sich im Bette herum geworfen haben, unaufhörlich von einer Seite zur andern, wie es seine Nerven gebieterisch verlangten, hätte er nicht gefürchtet, Sid dadurch zu wecken. So lag er denn krampfhaft ruhig und starrte hinein in die Finsternis. Allmählich begannen sich in der beinahe greifbaren Stille kleine, kaum zu unterscheidende Geräusche bemerkbar zu machen. Erst drängte sich ihm der Laut der tickenden Uhr auf. Alte Balken krachten geheimnisvoll. Die Treppe knisterte leise. Augenscheinlich waren die Geister munter. Ein taktmäßiges, gedämpftes Schnarchen klang aus Tante Pollys Zimmer. Und jetzt begann auch noch einer Grille ermüdendes Zirpen, das mit Genauigkeit zu lokalisieren kein menschlicher Scharfsinn je imstande ist. Dann machte das unheimliche Ticken einer Totenuhr in der Wand, am Kopfende des Bettes, Tom

zusammenschaudern, — bedeutete es doch, daß jemands Tage gezählt seien. Nun erhob sich das klagende Geheul eines Hundes in die Nachtluft, dem leiseres Gewinsel aus der Ferne antwortete. Tom lag in reiner Todesangst da. Er war fest überzeugt, daß die Zeit aufgehört, die Ewigkeit begonnen habe. Trotz allem Bemühen sich wach zu halten, begann er leise einzudämmern. Die Uhr schlug elf, er aber hörte es nicht mehr. Auf einmal tönte mitten in seine noch gestaltlosen Träume hinein das langgezogene, schwermütige Miauen eines Katers. Das Öffnen eines benachbarten Fensters, der Ruf: „Verfluchtes Katzenpack!" und das Zersplittern einer gegen die Mauer geschleuderten leeren Flasche ließ ihn entsetzt und urplötzlich wach in die Höhe fahren. Eine Sekunde später war er angezogen, zum Fenster hinaus und kroch auf allen Vieren auf dem Dache des Vorbaues entlang. Dabei miaute er ein- oder zweimal mit großer Vorsicht, sprang dann auf das Dach des Holzschuppens und von dort zu Boden. Huckleberry Finn mit seiner toten Katze erwartete ihn. Die Jungen entfernten sich und verschwanden im Dunkel. Eine halbe Stunde später wateten sie durch das hohe Gras des Friedhofs.

Es war ein Friedhof nach der altmodischen Art des Westens und lag auf einem Hügel, etwa eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt. Ihn umgrenzte ein wackeliger Bretterzaun, der sich abwechselnd bald nach innen, bald nach außen lehnte, nirgends aber gerade stand. Gras und Unkraut wucherten üppig über den ganzen Begräbnisplatz hin. Die alten Gräber waren sämtlich eingesunken. Kein Grabstein war zu erblicken. Wurmstichige Bretter schwankten statt dessen lose und schief auf den verfallenen Hügeln, schienen nach einer Stütze zu suchen und keine zu finden. „Zum Gedächtnis an — so — und so" war einst auf ihnen zu lesen gewesen, jetzt aber war's nicht mehr zu entziffern, auf den meisten wenigstens nicht, selbst im hellsten Tageslicht.

Ein schwacher Windzug ächzte in den Bäumen; Tom war's, als müßte es das Seufzen der Toten sein, die sich über die Störung beklagten. Die Jungen sprachen nur wenig und nur im Flüsterton, denn Zeit und Ort, sowie das feierliche, tiefe Schweigen versetzte sie in gedrückte Stimmung. Bald fanden sie den frisch aufgeworfenen Haufen, den sie suchten und verschanzten sich in dem Schutze von drei großen Ulmen, die in einer dichten Gruppe, wenige Fuß vom Grabe entfernt, wuchsen.

Dort warteten sie schweigend eine Zeitlang, die ihnen eine Ewigkeit schien. Das Geschrei einer fernen Eule war alles, was die Totenstille unterbrach. Toms Gedanken wurden niederdrückend, er mußte ein Gespräch erzwingen um jeden Preis. So flüsterte er denn:

„Huckchen, meinst du, daß die toten Leute da drunten etwas dagegen haben, daß wir hier sind?"

Worauf Huckleberry zurück flüsterte:

„Möcht's selber wissen. Aber gelt, 's ist furchtbar feierlich, nicht?"

„Weiß Gott, das ist's — uff!"

Lange Pause, während die Jungen noch einmal innerlich der Sache nachgrübelten. Wieder wisperte Tom:

„Du, Huckchen, glaubst du, daß der alte Williams uns hören kann?"

„Natürlich kann er, wenigstens sein Geist."

Tom nach einer Pause:

„Hätt' ich doch Herr Williams gesagt! Ich hab's aber nicht bös gemeint. Jedermann nennt ihn doch den alten Williams."

„Ja, man kann nicht vorsichtig genug sein in dem was man über die Leute da drunten sagt, Tom."

Dies war ein warnender Dämpfer und das Gespräch erstarb von neuem. Plötzlich ergriff Tom den Arm seines Kameraden:

„Scht!"

„Was giebt's Tom?" Und die zwei umklammerten sich gegenseitig, atemlos, wild pochenden Herzens.

„Scht! Da ist's wieder. Hast du denn nichts gehört?"

„Ich —"

„Da, noch einmal! Jetzt mußt du's doch hören!"

„Herr Gott, Tom, da kommen sie! Gewiß und wahrhaftig da kommen die Teufel! Was sollen wir anfangen?"

„Ich weiß nicht. Ob sie uns sehen?"

„O, Tom, Tom, die sehen im Dunkeln, grad wie die Katzen Ach, wär ich doch nicht hierher gegangen."

„Na, alter Waschlappen, fürcht' dich doch nicht so! Ich glaub' nicht, daß die sich viel um uns kümmern. Wir tun ja niemand nichts Böses. Wenn wir uns ganz mucks-mäuschenstill verhalten, merken sie vielleicht gar nicht, daß wir da sind."

„Ich will mich ja nicht fürchten, Tom, aber ich — ich — ach Gott, ich klapper' nur so in meiner Haut."

„Horch doch!"

Die Jungen steckten die Köpfe zusammen und atmeten kaum. Ein unterdrücktes Geräusch wie von Stimmen ertönte vom andern Ende des Friedhofs.

„Sieh, sieh dort!" hauchte Tom. „Was ist das?"

„'s ist Hexenfeuer. Ach Tom, das ist grausig."

Einige undeutlich nebelhafte Gestalten näherten sich in dem Dunkel. Sie schwangen eine altmodische Blechlaterne, die den Boden mit unzähligen kleinen Lichtfleckchen besäete. Alsbald flüstert Huck schaudernd:

„Da, das sind die Teufel, gewiß und wahrhaftig! Und gleich drei auf einmal! Herr Gott, Tom, wir sind hin! Kannst du beten?"

„Ich will's mal probieren. Aber fürcht' du dich doch nicht so, die tun uns sicher nichts. Wart, ich bet! ‚Müde bin ich, geh zur Ruh, schließ die beiden Augen zu, Vater laß —'"

„Scht!"

„Was giebt's, Huck?"

„'s sind Menschen! Einer davon mal gewiß! Die eine Stimme kenn' ich, die gehört dem alten Muff Potter."

„Nee, wahrhaftig?"

„Na, ich wett' mein' Seel. Rühr' du dich aber nicht, der merkt nichts von uns. Ist natürlich wieder voll, wie gewöhnlich — verflixter alter Saufaus!"

„Schon gut, ich muckse mich nicht. Da, sie bleiben stehen, können's nicht finden. Jetzt geht's wieder vorwärts, — es wird heiß *) — kalt — ganz kalt — jetzt lau — da warm — puh, nun wird's aber heiß — heißer, glühend! Scht — da sind sie! Huck, ich kenn' noch einen, 's ist der Indianer-Joe."

„Der mörderische Lump! Teufel wären mir fast lieber! Auf was die wohl aus sind?"

Letztere Worte waren bloß noch gehaucht, denn die drei Männer hatten nun das Grab erreicht und standen kaum ein paar Fuß von dem Versteck der Jungen entfernt.

„Hier ist's!" sagte die dritte Stimme; der, welcher gesprochen hatte, hielt die Laterne in die Höhe und zeigte im Strahl des Lichtes das Antlitz des jungen Doktors Robinson.

Potter und der Indianer-Joe schleppten eine Trage mit einem Seil und ein paar Schaufeln drauf. Sie setzten ihre Last nieder und begannen das Grab zu öffnen. Der Doktor stellte die Laterne zu Häupten desselben, ging und setzte sich, mit dem Rücken gegen einen der Ulmenbäume gelehnt. Er war so dicht bei den Jungen, daß diese ihn hätten berühren können.

„Eilt euch, Leute!" sagte er mit leiser Stimme. „Der Mond kann jeden Augenblick heraus kommen."

Die brummten eine Antwort und fuhren fort zu graben. Eine Zeit lang hörte man kein anderes Geräusch als das Knirschen der sich ihrer Last von Erde und Sand entladenden Schaufeln. Es klang unsäglich eintönig. Endlich stieß ein Spaten mit dumpfem, hohlem Laut auf den Sarg und in der nächsten Minute hatten die Männer diesen empor an die Oberfläche gehoben. Sie brachen den Deckel mit ihren Schaufeln auf, rissen den Leichnam heraus und warfen ihn roh zur Erde. Eben trat der Mond hinter den Wolken vor und beleuchtete das starre, weiße Antlitz. Die Trage wurde herbeigebracht, die Leiche darauf gelegt, mit einer Decke verhüllt und mit dem Seile festgebunden. Potter holte ein großes Klappmesser aus der Tasche, schnitt das niederhängende Ende des Seiles ab und sagte:

„Jetzt ist das verfluchte Ding abgetan, Knochensäger, jetzt rückst du mit noch 'nem Fünfer heraus, oder die Bescherung bleibt hier."

„Recht gesprochen, beim Schinder!" bekräftigte der Indianer-Joe mit einem Fluche.

„Hört 'mal, Leute, was soll das heißen?" sagte der Doktor. „Ihr habt Vorausbezahlung verlangt und sie auch gekriegt und damit basta!"

„Jawohl, basta", zischte der Indianer-Joe und sprang auf den Doktor zu, der nun aufrecht stand. „Wir zwei sind noch lang nicht nicht fertig, daß du's nur weißt. Vor fünf Jahren jagtest du mich wie einen Hund von der Tür' deines Vaters weg, als ich um etwas zu essen bat; „der Kerl ist wegen ganz was andrem da", hieß es. Als ich dann sagte, das solltest du mir ausfressen und wenn's erst nach hundert Jahren wäre, da ließ mich der Herr Vater als Strolch einsperren. Meinst du, das hätt' ich vergessen? Ich hab' nicht umsonst Indianerblut in mir. Jetzt hab' ich dich und jetzt kommt die Abrechnung, merk' dir's!"

Er fuchtelte dem Doktor dabei mit der geballten Faust unter der Nase herum. Dieser schlug plötzlich aus und streckte den Schurken zu Boden. Da ließ Potter sein Messer fallen und rief:

„Was da! Ich laß meinen Kameraden nicht hauen." Im nächsten Moment hatte er den Doktor umklammert und die beiden rangen mit Macht und Gewalt, Gras und Boden dabei wild zerstampfend, Der Indianer-Joe sprang auf die Füße, seine Augen glühten und flammten vor Wut, er riß Potters Messer vom Boden auf und umkreiste unheimlich,

---

*) Dem Leser ist wohl das Spiel „kalt oder warm" bekannt. Der Übers.

katzenartig die Ringenden, nach einer Gelegenheit spähend. Plötzlich gelang es dem Doktor, seinen Gegner abzuschütteln. Mit einem Griff riß er das schwere, breite Brett, das auf Williams Grabe gestanden, an sich und schlug Potter damit zu Boden. Im selben Moment aber hatte auch der Indianer-Joe die günstige Gelegenheit ersehen, bis zum Heft stieß er das Messer in des jungen Mannes Brust. Der wankte und fiel teilweise auf Potter, den er mit seinem Blute überströmte, — da verkroch sich der Mond hinter Wolken und entzog das gräßliche Schauspiel den Augen der entsetzten Knaben, die in dem Dunkel sich eiligst davon machten.

Als der Mond wieder hervortrat, stand der Indianer-Joe vor den beiden hingestreckten Gestalten und betrachtete sie. Der Doktor murmelte etwas Unverständliches, holte ein- oder zweimal tief Atem und — war still. Der Mörder brummte:

„Jetzt ist's abgerechnet — fahr' zur Hölle!"

Dann beraubte er die Leiche, wonach er das verhängnisvolle Messer in Potters geöffnete rechte Hand steckte, sich selbst aber auf den zertrümmerten Sarg setzte. Drei — vier — fünf Minuten verflossen, da begann Potter zu stöhnen und sich zu bewegen. Seine Hand umschloß das Messer, er hob's empor, warf einen Blick drauf und ließ es mit einem Schauder fallen. Dann richtete er sich auf, schob den toten Körper zurück, starrte drauf nieder und dann verwirrt in die Runde. Seine Augen begegneten denen Joes.

„Herrgott, wie kam's denn, Joe?" fragte er.

„Ja, das ist 'ne faule Sache, Potter", versetzte dieser ohne sich zu rühren. „Daß du aber auch gleich so drauf losgehen mußt!"

„Ich? Ich hab's doch nicht getan!"

„Hör' 'mal, du, das Geschwätz wäscht dich noch lang nicht weiß."

Potter zitterte und wurde leichenblaß.

„Hab' ich doch gemeint, ich wär' nüchtern gewesen, was hab' ich auch am Abend so trinken müssen, ich alter Esel. Ich hab's noch im Kopf, das spür' ich — schlimmer als im Anfang, wie wir kamen. Ich bin rein wie im Dusel — kann mich auf nichts besinnen. Sag' doch, Joe, — aber ehrlich, alter Kerl, — hab' ich's wirklich getan, Joe? Ich hab's ja gewiß und wahrhaftig nicht gewollt, auf Ehr' und Seligkeit, ich hab's nicht tun wollen, Joe. Wie ist's denn eigentlich gewesen, Joe? Ach, 's ist gräßlich — und er so jung und hoch begabt!"

„Na, ihr beiden balgtet euch und er hieb dir eins mit dem Brett dort über und du fielst um wie ein Sack. Dann rappeltest du dich wieder auf, ganz taumelig und wackelig, griffst nach dem Messer und bohrtest es ihm in die Rippen, gerade als er dir einen zweiten gewaltigen Klapps mit dem Dings da versetzte. Seitdem lagst du da wie ein Klotz und hast dich nicht gerührt."

„Oh, ich hab' nicht gewußt, was ich tue. Will auf der Stelle tot hinfallen, wenn ich's gewußt hab'. Daran ist nur der verdammte Branntwein und die Aufregung schuld. Nie im Leben hab' ich's Messer gezogen, Joe. Gerauft hab' ich, aber nie gestochen. Das kannst du von jedem hören. Joe, verrat' mich nicht! Sag's, daß du mich nicht verraten willst, Joe, bist auch 'en guter Kerl. Ich hab' dich immer gern gehabt, Joe, und hab' dir's Wort geredet. Weißt du's nicht mehr? Gelt, du sagst nichts, Joe?" Und der arme, geängstigte Kerl warf sich auf die Knie vor dem vertierten Mörder und faltete flehend die Hände.

„'s ist wahr, du hast immer zu mir gehalten, Muff Potter, und das will ich dir gedenken. — Das nenn' ich doch wie 'n ehrlicher Kerl gesprochen, was?"

„Oh, Joe, du bist ein Engel. Ich will dich segnen, so lange ich lebe." Und Potter begann zu weinen.

„Na, komm', laß gut sein. Jetzt ist keine Zeit zum heulen und greinen. Mach' dich fort, dort hinaus, ich geh' den Weg. Flink, los — und daß du mir keine Spuren zurückläßt!"

Potter schlug einen gelinden Trab an, der bald in ein Rennen ausartete. Sein Geselle sah ihm nach und murmelte:

„Wenn er so benebelt ist vom Schnaps und vom Hieb, wie er aussieht, so wird er nicht mehr an das Messer denken, bis er so weit weg ist, daß er sich fürchtet, allein hierher zurückzukommen — der Hasenfuß!"

Zwei oder drei Minuten später sah nur noch der Mond nieder auf den Gemordeten, auf die verhüllte Leiche, den deckellosen Sarg und das offene Grab. Lautlose Stille herrschte aufs neue.

(Fortsetzung folgt.)

„Der liebe Gott geht durch den Wald."

Hörst du das Wispern in den Zweigen?
Den Vogelsang in Busch und Baum?
Gebrochen ist das starre Schweigen,
Des langen Winters böser Traum.
Durch Blüt' und Blatt es freudig schallt:
„Der liebe Gott geht durch den Wald."

Von ihm geht aus ein großes Werden,
Vor seinem Nah'n erstarkt die Kraft.
Du selbst nur sein Geschöpf auf Erden,
Kannst nichts, was er nicht in dir schafft.
Siehst du auch nicht die Lichtgestalt,
Gott geht doch leise durch den Wald.

Er säet hier, er pflanzet dorten
Die Pflänzlein alle, groß und klein;
Er segnet sie mit lieben Worten,
Und malt die Blümlein zart und fein.
Die Bäume freu'n sich, jung und alt,
Wenn Gott geht schaffend durch den Wald.

Es wächst und grünt vor deinen Blicken,
Doch wachsen sehen kannst du's nicht,
Der ganze Wald ist dein Entzücken,
Im Schatten und im Sonnenlicht.
Auch in des Sturmesallgewalt
Tönt Gottes Stimme durch den Wald.

Ist keine Ruhe dir beschieden,
Und drückt dich Erdenleid und Schmerz,
Such auf des Waldes tiefen Frieden,
Richt' deine Blicke himmelwärts.
Und singe, daß es widerhallt:
„Der liebe Gott geht durch den Wald!"

E. Pielke.

Warum sich der Briefträger Ziebarth wunderte und was Johann in der Schule lernte.

Der alte Briefträger Ziebarth hat nicht viel von den jungen Leuten gehalten. Er hat sein Lebtag keine Handschuhe an den Händen gehabt, auch nicht im strengsten Winter, und bei seinem Geschäft kann er doch nicht die Hände immer in die Hosentaschen stecken. „Und die heutige Jugend, ja, schon die kleinen Kinder tragen — Fausthandschken? Ih bewahre, Fingerhandschuhe." Und dieser Ziebarth steht vor dem kleinen Johann und staunt ihn an wie ein neues Weltwunder und hat's nachher wohl hundertmal und mehr erzählt, wie er sich gewundert hat. Da bringt er eines Vormittags die „Schönwalder Zeitung" zu Buchholzens. Außer Schusch, dem Hofhunde, der ihn kläffend bis zur Haustür begleitet und dem kleinen Johann ist niemand zu sehen. Abliefern muß er schon die Zeitung. Darum gibt er sie dem Kleinen und vermahnt ihn: „Laß nicht die Zeitung fallen, daß sie schmutzig wird und gib sie auch richtig ab. Daß du sie aber nicht zerreißt! Lesen kannst du Hosen — — ja doch nicht, aber die Mutter und der Hermann wollen doch wissen, was darin steht." Da sieht ihn Johann groß an, faltet gemessen die Zeitung auseinander und beginnt zu lesen: „Mein Hengst Benno, braun mit weißem Stern, deckt von jetzt ab fremde Stuten. Deckgeld 10 Mark. Gutsbesitzer Wege, Waldau." Ziebarth hat währenddessen die Hände über seinem Handstocke zusammengelegt und starrt den Leser an. Nein, das kann nicht möglich sein, Johann ist noch lange nicht schulpflichtig. „Kind, lies noch einmal, ich weiß nicht, ob ich recht gehört habe." Noch lauter liest Johann zum zweiten Male. „Kind, zeig mir, wo das steht, was du gelesen hast." Johann zeigt mit dem Zeigefinger auf die Stelle. „Beim wahrhaftigen Gott, bis auf den Buchstaben stimmt's!" Kopfschüttelnd geht Ziebarth weiter. Und doch hat sich der alte Briefträger geirrt. Auf dem Dorfe bringt man den Kindern nicht vorzeitig das Lesen und Schreiben bei. Dafür wird der Schulmeister gehalten. Wenn sie nur in der Schule alles lernen, was dort gelehrt wird, dann lernen sie schon genug. Nein, Johann hat gehört, was Hermann vorgelesen hat, und jedes Wort behalten. Und ein Hengst ist vor den Worten abgebildet, der zeigt ihm, wo's steht.

Aber in die Schule möchte er gern gehen. Nicht nur, um klug zu werden wie die Großen, sondern auch um des Lehrers Brückner willen. Die Schwarzkschen Jungens hatten ihm immer gesagt: „Wart nur, wenn du in die Schule kommst! Der Schulmeister hat einen gelben Onkel, und der beißt. Das tut weh, kann ich dir sagen. Aber wenn du was ausgefressen hast, dann mußt du dir zwei Paar Hosen anziehen oder Papier auf die Stelle legen, auf die er am liebsten haut. Wenn er dann sagt: „Komm vor, leg dich über!", dann geh nur ruhig vor und zieh dir selber die Hosen stramm. Wenn er aber haut, dann mußt du mächtig schreien,

sonst merkt er was." Aber der Lehrer Brückner, der mit seiner Mutter öfters zu Buchholzen kommt, tut ganz freundlich, legt dem kleinen Johann die Hand auf den Kopf, scherzt mit ihm und verheißt ihm allerhand Schönes, was er in der Schule sehen und lernen würde. Wenn der Lehrer mit seiner Mutter nach Hause geht, begleitet ihn die Mutter bis zum Tor, bleibt dann in der halbgeöffneten Pforte stehen, ruft ihren Sohn heran und zeigt auf die Davongehenden; „Sieh nur, wie der Schulmeister seine Mutter einhakt und mit ihr durchs Dorf geht. Solch ein Mann mußt du auch werden! Wie wird sich dann deine Mutter freuen können, wenn sie auch mit ihrem Sohne eingehakt durchs Dorf gehen kann!" Einmal gehen sie auch zur „kleinen Schule". Die Mutter bringt Schulmeisters ein Körbchen Butter und Eier. Was macht der Johann für Augen! Wie fein sieht es in der Stube aus! Solch ein großer Spiegel, da kann man sich ganz und gar drin sehen! Und auf den Fußboden wagt er gar nicht zu treten, da liegen überall Läufer. Ob das, was vor dem Tisch an der Wand steht, ein Sitz von einem Wagen ist? Aber es ist doch viel breiter, als der Sitz auf der Kalesche im Wagenschauer und hat Füße. Aber etwas Ähnliches muß es sein; denn es liegt eine leichte Decke darüber und keiner setzt sich darauf, und zu Hause liegt auch eine weiße Decke über der Kalesche und es ist ihm auch verboten worden, sich darauf zu setzen. Aber er ist doch hinaufgeklettert, unter die Decke gekrochen und hat sich in Seligkeit auf dem weichen Polster gewiegt. Als er diese Betrachtungen anstellt, sagt die Mutter des Lehrers: „Das ist ein Sofa. Wenn du gut lernst, dann kannst du auch einmal solch ein Mann werden, und deine Mutter kann dann alle Tage auf einem weichen Sofa sitzen." Der Lehrer setzt sich ans Klavier und beginnt zu spielen. Das hat er noch nie gehört. Die Mutter sagt: „Das ist ein Klavier, das mußt du auch haben, wenn du einst Lehrer wirst." Aber das Klavierspiel gefällt ihm nicht, viel schöner, denkt er, hört sich's an, wenn der Leierkastenkerl kommt oder Schwarks Emil Harmonika spielt. Aber die Mutter redet noch immer auf dem Heimwege von Sofa und Klavier.

Einem Kinde dauert die Zeit lange beim Warten, und eine Woche ist wie ein Jahr. Aber nun muß es wohl bald Ostern sein; denn Johann bekommt eines Tages eine Tafel mit Schwamm, einen Federkasten mit Schieferstiften und eine Fibel mit einem Ei, einem Esel usw. Eines Morgens muß Franz, der noch immer nicht Weihnachten gemacht hat, die Schafe aufs Feld kehren und heute soll's zur Schule gehen. Schon früh am Morgen zieht sich Johann die blanken Stulpstiefel an. Da die Zeit doch zu lange dauert, macht er sich daran, am Hause die Ritzen der Schottblöcke, die teils vermorscht, teils von den Gänsen angefressen sind, mit Kalk zu verschmieren. Mittag mag er schon nicht mehr essen. Endlich kommt die Kusine Line, die schon in die „große Schule" geht, und holt ihn ab. In der Schule trifft er mit vielen Spielgefährten zusammen, aber ein großer Teil von ihnen tut sehr wichtig, das ist die erste Abteilung. Auch Schwarken Thedsch ist da, aber er sitzt in einer Bank abseits an der Wand. „Das ist die Lausebank", sagt der Lehrer, „und es ist eine große Schande, wenn einer dort hinein muß." Aber Thedsch macht ein sehr vergnügtes Gesicht zu diesen Worten. Heute werden die Kleinen nur aufgeschrieben und gesetzt. Ein Junge, Hagels Paul, dessen Eltern „in den Schnitt gehen", hat einen Tornister, den schnallt er auch nicht ab, als er sich in die Bank setzt. Wohl kaum einer von den Jungen sieht diesen Tornister ohne Neid an. „Ach hätte ich doch auch solch einen!" Der Lehrer unterrichtet unterdessen die erste Abteilung. Johann wundert sich, wie dumm doch die „großen" Jungen und Mädchen sind. Der Lehrer kann es ihnen noch so oft vorsagen, und sie sagen es immer falsch. Mit einemmale dreht sich Hagels Paul um und ruft dem Lehrer zu: „Du, kumm ma heie! Mauk mi dä Tornüste upp, do häb ick mio Brot e, mi hunget." Alles lacht, und mancher Knirps denkt: „'s ist nur gut, daß ich keinen Tornister habe, ich habe mein Brot schon unterwegs aufgegessen." Der Lehrer aber sagt: „Wart man noch ein Weilchen! Die Stunde ist gleich zu Ende." Bald darauf wird auch gebetet, und die Kinder laufen nach Hause, die Kleinsten mit dem Stolz, nun auch Schulkinder zu sein. Zu Hause ruft Johann der Mutter entgegen: „Mutter, in der Schule ist ein Mädchen, die heißt Rosa." „Was hast du denn heute gelernt?" „Uns hat der Lehrer gar nicht gelernt, aber mit der ersten Abteilung hat er immerzu gebeichtet". Was haben die „Großen" aber für einen dummen Kopf! Immer und immer wieder hat der Lehrer gefragt, und immer war die Antwort falsch. Ich hab's gleich behalten: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen." Gott sei Dank, denkt die Mutter, wenn der Junge diesen schweren Spruch behalten hat, dann wird er gut lernen. Die Frau Brückner hat es ihr nämlich eingeredet, und sie hat ein williges Ohr dafür gehabt: „Frau Buchholz, lassen Sie Ihren Sohn Lehrer werden. Sehen Sie, die Wirtschaft bekommt der Hermann, und was wird aus dem Johann? Soviel Geld bekommt er nicht mit, daß er sich eine Wirtschaft kaufen kann. Da muß er bei seinem Bruder Knecht spielen, bis sich vielleicht eine Gelegenheit findet, wo er in irgend einen Hof einheiraten kann. Als Lehrer aber hat er ein schönes Brot, ist immer unter Dach und braucht sich die Finger nicht schmutzig zu machen. Aber er muß gut lernen, das Examen ist schwer, und es fallen viele durch." Johann aber hat nicht mehr viel Neigung zum Schulmeisterwerden. Das Sofa möchte ihm schon passen, aber was sich ein Lehrer mit den dummen Kindern herumärgern muß, nein, da ist das Hüten viel schöner. Auch hat die Mutter bald ihre Sorge. Mit dem Schreiben will's bei ihrem Sohne nach ihrer Meinung nicht recht vorwärts zu gehen. Die Finger sind so schwach, und der große Griffel macht die geraden Striche krumm. „Junge", sagt sie jeden Tag, „du sollst was lernen, hast du nicht gehört, was dem Lehrer seine Mutter gesagt hat? Bei dem Examen sind die Ricker weit auseinander, da fällt leicht einer durch." Johann denkt an den Heustall. Da läßt sich schön Versteck spielen und die Katzen jagen. Wenn viel Heu darauf liegt. Aber wenn der Stall leer ist, dann fällt man leicht durch die Ricker, und er spürt's noch fast an seinem Rücken, wie er einmal durchfiel und der Fuchs ihn an der Jacke packte. Hm, so wäre das also auch beim Durchfallen im Examen. Da müßte denn wohl einer von den Prüfenden die Ricker, auseinanderschieben, wenn der Schüler nichts wüßte, wie's Schwarken Willsch damals über dem Pferdestall gemacht hat. Nein, das war eine üble Geschichte. Aber mit dem Schreiben wird's trotzdem nicht besser. Die Mutter schlägt ihm so oft auf die Finger, daß die Tränen auf die Tafel fallen und das geschriebene i und e wieder auslöschen. O, in der Schule geht das Lernen viel besser als zu Hause! Eines Tages kommt der Lehrer zu Buchholzen. Da klagt ihm die Mutter ihr Leid. „Aber, liebe Frau Buchholz, schlagen Sie Ihren Sohn doch nicht! Er ist mein bester Schüler. Seine Finger sind noch schwach, und man soll von einem Kinde nicht verlangen, was ein Großer leisten kann." Von nun an hat Johann zu Hause Ruhe, und niemand fragt mehr nach seinen Schularbeiten.

(Schluß folgt.)

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Frauenkauf.** Kürzlich wurde durch die Zeitungen bekannt, daß auf den englisch-normannischen Inseln noch aus dem Mittelalter her ein Gesetz bestand, wonach eine verheiratete Frau nicht nur das vollständige Eigentum ihres Mannes sei, sondern von ihm sogar als Sache betrachtet werden konnte, über die er volles Verfügungsrecht hatte, ja, die er sogar verkaufen konnte. Erst in diesen Tagen ist dieses mittelalterliche Gesetz abgeschafft worden, und die Frauen von Jersey sind wenigstens den Buchstaben des Gesetzes nach nicht lediglich Sklavinnen, während in der Praxis ihr Los auch tatsächlich durchaus nicht so schlimm gewesen war, wie das Gesetz es zugelassen hätte. Frauenkauf findet man heute nur noch in wenigen Ländern. So z. B. im Uganda-Lande, wo Frauen nach bestimmten Tarifen verkauft werden. Man bezahlt für sie dort sechs Nähnadeln und ein Paket Gewehrpatronen. Bei den Kaffern muß man für eine Frau zwei bis zehn Ochsen zahlen; und bei den Tataren in Turkestan muß der Bräutigam seinen Schwiegereltern soviel Butter geben, wie das junge Mädchen wiegt. In Kamtschatka schwankt der Preis für eine Frau zwischen 1 bis 10 Renntieren. In bestimmten Teilen Mexikos verlangt der Vater bei dem Verkauf seiner Tochter 1 bis 10 Pferde. In Indochina besteht ebenfalls ein ganz bestimmmter Tarif für den Kauf von Frauen, die dort mit barer Münze bezahlt werden.

•

* **Die Elefantenjagd verboten.** Wie Pariser Blätter berichten, ist nun endlich auch für die französischen Kolonien das langerstrebte Elefantenschutzgesetz Wirklichkeit geworden. Der Abschuß von Elefanten ist nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen gestattet. Nur aus Jagdliebhaberei oder des Sportes wegen ist er ganz verboten. Eine Reihe von Gebieten sind zu Elefantenschutzgebieten erklärt worden. Es ist die höchste Zeit, daß allenthalben ein energisches Elefantenschutzgesetz Platz greift, sonst wird bei dem großen Anreiz, den das teure Elfenbein zur Elefantenjagd bietet, bald der letzte Riese der Tierwelt, der noch an vorsintflutliche Zeiten erinnert, von der Erde verschwunden sein.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.